

Denali – Alaskas gefährdete Wildnis.

Elmar Klink

Nic McPhee, Wikimedia Commons, commons.wikimedia.org/wiki/File:Mount_McKinley_Alaska.jpg – CreativeCommons-Lizenz by-sa-2.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/>

Es ist ein weites, manchmal von ausgedehnten Alaskafichtenwäldern oder nur spärlich einzelnen Bäumen und Erlenbüschen charakteristisch bewachsenes Land. Als Wanderer startet man von der kleinen Bergarbeiterstadt Healy aus auf dem Stampede-Trail, einer alten provisorischen Mining-Straße aus den 1940er bis 1960er Jahren, in die westliche Wildnis. Der gleichnamige Distrikt an der „Last Frontier“ (Letzte Grenze) hat auf 1.730 km² nur etwa 1.000 Einwohner und man kann sich tage- oder wochenlang in der von kleinen Seen und Biberteichen durchzogenen, kargen Tundra-Landschaft bewegen, ohne einer einzigen Menschenseele zu begegnen. Es ist das, was sich heutige Trekkies zu Fuß oder per Mountainbike noch am ehesten unter einer „Wildnis“ vorstellen, ohne Besiedelung und feste Straßen. Und es ist diese magische Vorstellung, die Einzelne und Gruppen auch immer wieder in diese verlassene Region lockt und herausfordert, was schon manche von ihnen, die sich dabei verirrt und verrechnet, mit dem eigenen Leben bezahlt haben.

Hinter der hügeligen Tundra-Landschaft erhebt sich weit über sie hinausragend an klaren Tagen beim Blick nach Westen wie ein majestätischer Riese das gewaltige, von ewigem Eis und Schnee bedeckte Gebirgsmassiv des Denali, ehemals Mt. McKinley. Mit seinen rund 6.190 Metern der höchste Berg Nordamerikas. US-Präsident Barack Obama war es, der die höchste Erhebung in der südlichen Alaskakette 2015 wieder umbenannte in seine ursprüngliche Bezeichnung *Denali*, was in der indigenen Sprache der Ureinwohner (native Athabaskan language) soviel bedeutet wie „der Hohe“. Vom Denali erstreckt sich in einem weiten Bogen von etwa 25.000 km² nach Norden und

Nordosten der Denali-Nationalpark. Das ist etwas mehr als die Fläche Mecklenburg-Vorpommerns. Eines der größten geschützten Ökosysteme der Erde. Auch der damals um 14.000 km² erweiterte Park erhielt bereits 1980 den Namen Denali zurück, nachdem er bei seiner Gründung 1917 zu Ehren des 25. Präsidenten der USA William McKinley benannt wurde. Die Ehrung ist auf das Urvolk der dortigen Bewohner übergegangen, als – wie es der US-Präsident ausdrückte – „Mahnmal unseres Planeten“. 1867 ging das ehemals russische, 1,5 Mio. km² große Gebiet Alaska (= 1/5 der US-Fläche) durch Kauf für nur rund 7 Millionen Dollar in den Besitz der USA über und ist seit 1959 der 49. Bundesstaat mit heute (2010) nur rund 710.000 Einwohnern. Von denen leben 290.000 in der größten südlichen Küstenstadt Anchorage. Weitere jeweils 31 bis 32.000 Menschen leben in Fairbanks und der weit südlich am Pazifik gelegenen Hauptstadt Juneau.

Bedroht waren und fast ausgerottet wurden die früheren dort lebenden Menschen (der athabaskischen Hauptgruppen Koyukon, Tanana und Dena'ina) in ähnlicher Weise wie es heute der Sehnsuchtsort Wildnis ist. Im Denali-Park gibt es (noch) eine reiche, bunte Flora und Fauna von etwa 750 Pflanzenarten, fast 40 Säugetier- und 160 Vogelarten. Doch längst sind deren Refugien, die man zu schützen versucht, nicht mehr ungefährdet wie vielleicht noch in den 1970er oder 1980er Jahren. Der Park wird inzwischen jährlich von 400.000 neugierigen Besuchern aufgesucht, die auf den wenigen ausgewiesenen Wegen und Straßen das Gebiet durchstreifen und zumeist in Charterbussen befahren können. Um die Natur zu bewundern und vor allem einem der sog. „Big Five“ Alaskas in freier Wildbahn zu begegnen: Bär, Wolf, Elch, Karibu (eine Rentierart)

und Dallschaf. Vor allem zum Schutz dieser meisterhaften und sehr selten gewordenen Kletterer an der Grenze zu Eis und Schnee höherer Regionen war der McKinley-Park ursprünglich eingerichtet worden. Es heißt, allen fünf großen Wildtierarten Alaskas auf einmal zu begegnen, bedeute ein großes Glück.

Von Bären geht im Vergleich zu angriffslustigen Elchkühen mit Kälbern weit weniger Gefahr aus. Doch Probleme machen den Park-Rangern, Wildbiologen, Geologen und Eisforschern aber nicht primär die Tiere. Wenn es auch schwer ist, auf Braunbären der Gattung Grizzly überall wirksam „aufzupassen“. Im Denali-Park leben etwa 350 Exemplare dieser zweitgrößten Bärenart nach dem Polarbären. Bären genauso wie Wölfe halten sich bei ihren Wanderungen nicht an Nationalparkgrenzen, können auf ihrer Suche nach Nahrung z. B. in Form von Lachsen an Flüssen auch schon mal weit über ihre etwa 30 km² großen Reviere hinausgelangen. Das kann dann durchaus bedeuten, dass sich Mensch und Wildtier bedrohlich nahekommen können, vor allem, wenn Wanderer sich außerhalb des Parkgebiets oder daran entlang bewegen. Wenn dann ein Bär irgendwo einen Elch-Riss versteckt hat, wie man erlegtes Wild nennt, an dem er noch tagelang zu fressen gedenkt, muss auch schon mal direkt eingeschritten und müssen sonst zugängliche Pfade von den Rangern sicherheitshalber gesperrt und überwacht werden. Im Parkgebiet gibt es auch immer wieder von den Rangern angelegte Schutzhütten mit Erste-Hilfe-Ausrüstung, Notverpflegung und Funkrufmöglichkeiten, um verirrtten Parkbesuchern einen sicheren Unterschlupf zu gewähren und Rettung in Not zu ermöglichen.

Die größte Sorge bereitet den Wissenschaftlern aber die Klimaerwärmung,


die sich besonders in der Eis- und Gletscherregion der Alaskakette wie auch der noch nördlicheren Brooks-Gebirgskette zeigt und immer ungünstiger auswirkt. Dort herrschen im tiefen Winter normalerweise bis zu 35 Grad minus. In den kurzen und immer wärmer werdenden Sommern zwischen Mai und August wie auch zunehmend in weit milderen Wintern mit im Schnitt nur noch um die null Grad tagsüber bis in höhere Regionen unterhalb von 2.500 Metern, beginnt der Permafrost dauerhaft aufzutauen. An den langen Polarsommertagen scheint die nie ganz untergehende Sonne bis zu 18 Stunden. Nur etwa 300 km südlich des Polarkreises verwandelt sich sonst fest gefrorener harter Boden in eine weiche schlammige, bewegliche Masse an Hängen und Abbrüchen. Die Gefahr größerer Bergstürze, Geröll- und Schlammlawinen nimmt zu. Schwere Felsstücke rutschen auf dem matschigen Boden nach unten. Dazu kommt, dass im Frost gebundene Gase wie Kohlendioxid und Methan freigesetzt werden und den Treibhauseffekt zusätzlich anheizen.

Eine wichtige Aufgabe für die Wissenschaftler besteht ähnlich wie in den Alpen daher darin, die deutlich abschmelzenden ausgedehnten Eis- und Gletscherregionen des Denali-Massivs genau zu beobachten, ständig Messungen an und auf Gletschern und Erdbeobachtungen vorzunehmen, neu entstandene Gletscherseen zu erfassen, um sich über Bewegungen und Verflüssigungen des Bodens und Eises ein genaues Bild zu machen. Die Gletscherschmelze nimmt seit Beginn der 1980er Jahre mit steigender Geschwindigkeit zu. Die durchschnittliche Schmelzwasserzunahme ist beträchtlich. Einige der Denali-Gletscher sind in den letzten 80 Jahren um bis zu 10 km zurückgewichen, die Eisstärke schrumpfte um 300 Meter, nur noch 17 % des Parks sind von Gletschereis bedeckt, das klingt dramatisch. Immer häufiger rutschen ganze Bergseiten ab zu Tal, versperren auch die Park Road als einziger Durchgangsstraße. Gemäß der Wasserscheide fließen vom Denali mehrere kleinere Flüsse nicht in den weit näheren Golf von Alaska, sondern nach Norden Richtung Yukon. Sie können von Rinnsalen und kleinen Flüssen im Winter und Frühling in den Sommermonaten zu reißenden flutenden Gewässern und Strömen werden und jedes Durchqueren zu Fuß unmöglich machen.

Dieser Umstand wurde auch einem jungen amerikanischen Alaskawanderer im Sommer 1992 zum Verhängnis, der auf dem entlang der Nordgrenze des Denali-Parks verlaufenden Stampede-Trail den Weg nicht mehr zurück in die Zivilisation nehmen konnte, da ihm der mächtig angeschwollene Teklanika-River das Überqueren Richtung Osten ins rettende Healy unmöglich machte. Er wurde ortsunkundig und mit schlechten Karten bestückt zum Gefangenen seiner so bewunderten Wildnis und musste an seinen Ausgangspunkt an einer Flussgabelung zurückkehren, wo er im August desselben Jahres an Hunger gestorben ist und kurz danach Elchjäger seinen abgemagerten Leichnam fanden. Der Journalist, Himalaya-Bergsteiger und selbst Alaskagänger Jon Krakauer hat das Schicksal des 24-jährigen Alaskawanderers Chris McCandless in seinem Buch „In die Wildnis. Allein nach Alaska“ (1998) festgehalten und nach ermittelbaren Fakten genau beschrieben. Wie sich dann bei weiteren pflanzentoxikologischen Recherchen Krakauers herausstellte, war McCandless durch eine bis dahin unbekannte Giftsubstanz in von ihm verzehrten Pflanzensamen so geschwächt und krank geworden, dass er nicht mehr die Kraft hatte, sich von eigener Hand zu ernähren und erst als Folge dessen verhungerte. Die Wildnis birgt Faszination und gefährliche Bedrohung manchmal eng beieinanderliegend. Der Umgang mit ihr ist kein Spaß.

Geht es mit der Daueraufweichung des Frostbodens so rasant wie bisher weiter, hat dies auch weitreichende Folgen für die Aufenthaltsräume bestimmter Wildtierarten wie umherziehende Karibu-Herden und die Dallschaf-Populationen, die in die aufgeweichten Böden tief einsinken oder immer höher in die Bergregion ausweichen, wo sie kaum noch Nahrung finden dürften. Auch die Baumgrenze steigt nach oben hin an. Die Veränderung der Lachszüge durch die Meerereswärmung könnte ganze Flüsse „lachsfrei“ machen, zu bestimmten Zeiten etwa für Bären, Vielfraße, Polarfüchse, Fischotter und größere Beutegreifende Vögel den Nahrungszustrom abdrehen, wenn sie darauf angewiesen sind, sich aus den Lachsfängen Fett und Vorräte für den Winter anzufressen. Es zeichnen sich also nicht gerade günstige Perspektiven ab. Das nach aleutischer Sprache so genannte Alaxsaxg (= Land, in dessen Richtung das Meer strömt)

könnte bald ein an Tieren weithin entvölkertes werden. Es müsste auch schon jetzt mehr Schutz für Bären geben. Man besenderte 15 Tiere mit GPS-Ortungsgaräten und stellte fest, dass einzelne Exemplare bis zu 150 km weit über das Nationalparkgebiet hinaus wanderten. Was auch zeigt, dass immer weitere Wege von den Bären zurückgelegt werden müssen, um an Futter zu gelangen. Außerhalb der Schutzgebiete dürfen sie aber nach wie vor bejagt werden. So fordern Wildbiologen dringend eine Ausweitung von besonderen Jagdschutzzonen um den ganzen Park herum.

Um gravierenden Problemen wie denen in Alaska wirksamer entgegenzutreten, wird es nicht mehr reichen, in Klimaschutzkonventionen eine „Begrenzung“ auf eine durchschnittliche Erderwärmung von „nur“ noch plus 2° Celsius festzulegen. Sie muss im Gegenteil reduziert werden! Bis 1950 blieb der Boden in Alaska noch flächendeckend gefroren. Inzwischen liegt die Durchschnittstemperatur bei null Grad. Sie könnte künftig in Wintern nach Prognosen bis 2050 sogar auf deutlich über null bis zu drei Grad ansteigen. Das Gebiet um den Denali ist eine Region mit teils ungewisser Zukunft. Gefordert wären jetzt ein Reagieren auf die Veränderungen, kurz- und mittelfristige Lösungen. Die Gletscher Alaskas, die lediglich 85.000 km² und 5 % der Fläche des Landes ausmachen, stellen wie überall auf der Welt eine Art empfindliches Frühwarnsystem dar für das, was kommen wird. Als Süßwasserspeicher und Klimaregulatoren erfüllen sie eine wichtige Funktion. Es kann uns daher nicht gleichgültig sein, was heute dort geschieht. 

Zahlen und Fakten entstammen z. T. der ZDF-Doku „Im Zauber der Wildnis – Alaskas Majestät: der Denali“ (2015). Buch und Regie: Robert Wortmann und Till Lehmann.

Zum Autor
Elmar Klink



Jg. 1953; freier Autor; Studium der Sozialarbeit und Sozialwissenschaft in Bremen; Berufstätigkeit in Beratung und Öffentlichkeitsarbeit; aktiv in Ökologie- und Friedensbewegung; zahlreiche Aufsätze und essayistische Beiträge zu verschiedenen Themen, Film- und Buchbesprechungen; lebt in Bremen.

Kontakt: Elmar.Klink@gmx.de